Die Frau Major [Fortsetzung]

Autor(en): **Haller, Lilli**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 37

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-639440

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 · 1913 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 13. September

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Im Herbst.

Von Hans Huber, Zürich.

Im Herbst,
Wenn sich die stillen Wälder röten,
Und hinterm weißen Firnfeld leis
Das Frühglüh'n steigt,
Wenn bunte Blätter in den Winden spielen,
Der junge Tag sein Moderato geigt,
Da hebt ein mächtig Drängen meine Brust —
's ist Wanderlust!

Im Herbst,
Wenn noch im frühen Morgenleuchten
Die letzte Spätfrucht schwer
Am Aste glüht,
Zeitlosenrot die nackten Fluren schimmern,
Und still im Garten schon die Aster blüht,
Ruft in die Seele mein die Ewigkeit:
„'s ist Wanderzeit!“

Im Herbst,
Wenn hoch die Wanderwolken jagen
Und durch die Tiefen geht
Ihr Schattenspiel,
Da möcht' auf menschenfernen Firnenpfaden
Ich einsam wandern, wandern — ohne Ziel —
Ein Weilchen über Höhn und Täler sehn —
Und weiter gehn ...

Die Frau Major.

Von Lilli Haller.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 1. Preis.) 3.

Der Dr. Eduard Meyer schlich wirklich öfters im großgetupften Schlafrock durch die obern Spittelgänge und verschwand in einem der Vestibules. Und bei diesen seinen abendlichen Gängen trug er wahrhaftig an den Füßen lautlose Filzpantoffel und unter dem Arm einen großen Gegenstand, den die allgemeine Neugier nicht enträtseln konnte, da er in einem Leinwandsack zu steckten pflegte. Soviel wußte man aber natürlich schon vor seinem zweiten Verschwinden, daß er in Nummer 94, bei Fräulein Albertine Walter, an die Glastür mit den grünen Vorhängen geklopft und auf ihr „Herein“ eingetreten war. Gottlob, Jungfer Moser mit der Sammtmasche bewohnte ja dasselbe Vestibule, hatte ausgezeichnete Augen, vorzügliche Ohren und eine allumfassende Phantasie. Sie sah, hörte, beobachtete gleich en bloc und für die sämtliche Neugier aller Tischgängerinnen zusammen.

Heute hatte sie sich vorgenommen, ganz besonders aufzupassen. Ihr Wandschrank, versehen mit der Nummer ihrer Stube, befand sich draußen im dunkeln Vestibule. In diesem Wandschrank würde sie so lange rumoren, bis der Doktor die Abendvisite bei seiner Dulcinea beendet und zu sich heimging. Merkwürdig überhaupt, diese lautlosen Filzpantoffel! Wenn man ein reines Gewissen hat, trägt man Schuhe ...

Sie öffnete die Zimmertür, ließ den Lampenschein ins Vestibule fallen, nahm ein hohes Tabouret und schritt hinaus zum Wandschrank. Dort suchte sie lange nach den Resten ihres grauen Moiréunterjupons. Ah, der Besucher schien schon da zu sein. So, so, da drinnen ging's ja fröhlich her.

Noch nie hatte man im Spittel Fräulein Albertine Walter so lang und viel plaudern hören. Die Konversation wurde englisch geführt. — Die Schlaumeyer! Das taten sie natürlich, damit sie niemand verstehe — dumm sind sie nicht . . . Aber was können auch Zwei, die sich früher nie gesehen und gekannt, so drauflos miteinander reden? — Alter schützt vor Torheit nicht . . . Das hätt' ich von ihr gar nicht erwartet. Anlässig ist sie, natürlich anlässig . . .

Die grauen Moiéreſten sind gefunden. Die Lauscherin verläßt ihren Standpunkt und begibt sich für kurze Zeit in ihr Zimmer. Die Schranktür bleibt sperrangelweit offen und das Tabouret in weiser Selbsterkenntnis davor. Hat man wohl drüben die Lampe angezündet? So im Dunkeln mit einem Mann allein . . .

Wieder steht Jungfer Moser draußen auf dem Tabouret und rumort. Die Kryſtallgläser müſſen einmal gehörig abgerieben werden. Man denke, all der Staub! Ah, ein Spiel wird gemacht? Schach? Das Schachbrett wohl ist's, das er im Leinwandsack unter dem Arm trägt? Schach soll ja so schwer sein. Na, dumm ist die Person nicht, das sieht man ja schon daran, daß sie den ersten Mann gleich so fest zu kapern verstanden. Und er soll auch ein Wunder an Gelehrsamkeit sein . . . Da lachen sie wieder . . .

Immer noch bleibt die Tür von Nummer 94 geschlossen. Durch das grüne Seidenvorhänglein dringt ein matter Lichtschimmer, vergnügt, verstohlen.

„Habe ich auch alle meine Servietten aus der Wäsche zurückerhalten?" fragt sich halblaut die Horcherin. Und wieder besteigt sie das hohe Tabouret und reckt sich vornüber in den Schrank hinein. Da liegen die Servietten in Reih und Glied mit Namen in rotem Kreuzstich . . . Eine, zwei, drei . . . Ist nicht eine Tür gegangen? Richtig. Der Doktor scheint herauszukommen, das Leinwandfutteral unter dem Arm. „Gute Nacht, Albertine", sagt er warm. „Gute Nacht, Eduard." Und dann leiser, denn die offene Schranktür wird bemerkt und die Neugier dahinter geahnt: „Also morgen abend kommst du wieder?" —

Albertine?! Eduard?! . . . . . ?

Jungfer Moser ist nicht vom Tabouret heruntergestiegen, langsam, vorsichtig, wie das älteren Leuten geziemt; sie ist mit einer einzigen, sehr langen, riskierten Beinbewegung auf einmal auf dem Boden gewesen.

„Guten Abend, Herr Doktor," sagt sie sehr laut und sehr streng, denn der sollte wissen, daß im Spittel noch nicht alle Moral ausgestorben war. Zerstreut wandte der Doktor sich um. „Guten Abend," grüßte er nach der dunklen Schrankgegend hin und hatte keine Ahnung, wem sein Gruß gegolten. —

Eduard?! Albertine?! . . . . . !

Zwei Minuten später huschte Jungfer Moser durch die langen Gänge. Es war nach halb Zehn und stockfinster. Im Sommer brennt im Spittel in den Korridoren kein Licht. Beinah gruselte ihr, denn sie glaubte auch an das graue Gespenst, das immer bei der Torfhutte die Treppe hinunter huschte. Jedes Mal, wenn die graue Frau sich zeigte, gab es bombensicher ein Unglück.

Bei der Frau Major klopfte sie atemlos an; ein Lichtschimmer fiel durchs Schlüsselloch. „Was ist? Was gibts?" ertönte die Stimme der Stubenbewohnerin. Sie saß im Nachthäubchen und in einem soliden, mindestens auf fünfunddreißig Lebensjahre berechneten Unterrock am Tisch und legte sich eine Patience. Sie gewahrte die hereintretende Jungfer Moser, die sie nicht leiden mochte.

„Was ist? Was gibt's?" wiederholte sie nicht eben freundlich.

„Ich bringe Ihnen eine große Neuigkeit, Frau Major," hub der Nachtbesuch erregt an. „Die Moral von heutzutage, wissen Sie . . . . ."

„So, was denn? Nehmen Sie Platz . . ." — —

Am andern Morgen in aller Frühe bekam Frau Blau Besuch. Die alte Frau lag um diese Zeit natürlich noch wohlverwahrt im Bett, denn sonst würde für ihre müden Glieder der Tag viel zu lang. Ein Glas Zuckerwasser stand auf dem Nachttischchen. „Da sind frische Zwieback," meint versöhnend die Frau Major. „Meine Tochter hat mir gestern gebracht." Sie setzt sich auf den breiten, lehnenlosen Polsterstuhl neben dem grünen Kachelofen. „Ich muß Ihnen etwas erzählen, Frau Blau . . ." Versunken, vergessen ist die böse Béziquepartie.

* * *

Daß Fräulein Albertine Walter und Dr. Eduard Meyer einst Jugendfreunde gewesen, das ahnte natürlich kein Mensch im Spittel. Und beide Gegenstände des allgemeinen Geschwätzes, Getuschels und Gemunkels trugen sich vorläufig nicht mit dem Gedanken, die lieben Nachbarinnen über den Ursprung ihrer guten Beziehungen aufzuklären. Nicht nur Jugendfreundschaft hatte sie einst verbunden, es war mehr. Für den Doktor im getupften Schlafrock gab es in der Welt überhaupt nur eine einzige Frau und die trug in seiner Jugend und in seinem Mannwerden immer nur den Namen Albertine. Als er damals nach Indien verreist war, war es sein fester Vorsatz gewesen, sich die Braut durch Wort und Versprechen zu sichern. Aber ungeschickte Schüchternheit, langes Zaudern und weiß Gott noch welch unnütze Gründe ließen ihn nicht dazu kommen. Er war fort, ehe er das Wort gefunden, das Wort, das sie in ihrer jungen, zarten Lieblichkeit mit fragendem Herzen und großen Augen erwartete. Dann waren für ihn die Jahre vorbeigeflossen, wie breite, träge Bäche, die die Erinnerungen abwärts, abwärts trugen, bis sie verhallten und verschallten wie der letzte Laut eines Lebenslieds. Der Jugendgeliebten Name wurde zum Echo; jedoch wie Schuld fühlte er es auf seiner Seele lasten, wenn er der Fernen gedachte. —

Und sie? Sie hatte damals in Seligkeit gehofft, in Treue geharrt, in Langmut geliebt, jahrelang. Dann gebot auch da die Zeit Halt. Einsam, blaß, war sie vor einem Jahr in die Heimat zurückgekehrt und im Burgerspital eingezogen. In ihrem Wesen lag eine stille, kleine Hoheit, die feine Vornehmheit um sie verbreitete; seit der schweren Krankheit trug sie das Haar kurzgeschnitten; das dunkle Haar, das nur eine graue Locke vorn am Scheitel aufwies, die Locke, die ihr so gut und jung stand. Fräulein Walters Zimmer ging nach dem Hof hinaus; es war ganz auf Dunkelgrün abgestimmt; mit feinem Geschmack hatte sie die alten Möbel ihrer Eltern so hingestellt, daß Sekretär, Schränkchen, Chiffoniere nur so und nicht anders stehen konnten um hübsch und vorteilhaft zu wirken. Und auf die alten Möbel kamen Geschenke englischer Freunde, zierliche Vasen aus Porzellan

und Silber, Körbchen, Ständer, Nippsachen und Blumen, so daß einem wohl und lieb zu Mute ward, wenn man in einem der tiefen Sessel saß und sich umguckte.

Es war der noch Jugendlichen nicht leicht gefallen, sich in die alten Menschen mit den ausgesprochenen Gewohnheiten und kleinlichen Interessen zu fügen. Die Frauen da schienen vergessen zu haben, daß außer den Spittelwänden noch etwas war, was Leben hieß; sie erschöpften sich im engen Alltag und freuten sich, daß dieser Alltag so anspruchslos und bedürfnislos war. Ihr aber bot die Welt noch wundersame, unbekannte Weiten, und alles, was außerhalb lag, war noch zu schön und reich, zu groß und herrlich, als daß es hätte vergessen werden können. Noch blieb so unendlich vieles zu sehen, zu hören, zu lernen und zu gewinnen übrig, was jetzt nur aus Büchern und mit fremden Zungen zu ihr redete. Abends um halb zehn schloß sich unten die mächtige Gitterpforte, und der Brunnen im Hof schien einzuschlummern. Da hieß es die Augen zumachen: die Welt draußen ist tot! Noch lange blieb die Einsame wach oben in ihrer Stube, stickte kunstvolle Kissen, Decken und Tüchlein, wob Goldfäden in die bunte Seide und wundersame Blumen. Sie schrieb Briefe an ferne Lieben, schrieb sich in der lautlosen Nachtstille ins Leben und in die wache Erinnerung hinein. Beinah zu wohl fühlte sie sich jetzt, nachdem ihre Gesundheit sich gekräftigt, für die leere, unterbrechungslose Stille des alten Hauses. Aber es hieß sich fügen, fügen, fügen — denn grau war die Locke über dem Auge.

Da erschien völlig unerwartet Dr. Eduard Meyer am Tisch. Keine Ahnung hatte sie gehabt, daß er wieder in Europa, in der Schweiz, und sogar in der gemeinsamen Vaterstadt sei. Und daß er je im Leben von seinem Hagestolzrecht als Burger Gebrauch machen könnte, wäre ihr im Traum nicht eingefallen.

Als sie ihn beim Mittag damals hinter seiner Zeitung sitzen sah, mit dem fertigen, verschlossenen Männergesicht, da hatte sie immerfort lächeln müssen über den späten, sonderbaren und — nutzlosen Zufall, der sie beide nach so vielen Jahren wieder zusammengewirbelt. Gelächelt hatte sie auch, weil sie sich vorstellen konnte, daß er, der Unpraktische, wohl um dem eigenen Haushalt mit seinen Wirtschaftsnöten zu entgehen unter das burgerliche Dach geflüchtet war. Und vor allem lächelte sie, weil eine große Freude über sie gekommen war, die Freude, ihn wiederzusehen, zu sprechen, zu begrüßen.

Schon am ersten Abend, nachdem er sie entdeckt, klopfte er an die Tür mit dem grünen Vorhänglein. Er klopfte leise, schüchtern, in sichtbarer Aufregung. Er klopfte nicht im Schlafrock, sondern im schwarzen Anzug. Das großgetupfte Kleidungsstück hatte er sich bei seinen abendlichen Besuchen erst zugelegt, nachdem die Freundliche es ihm gestattet. Aus dem ersten Besuch waren viele geworden; sie sahen sich jeden Abend. Die Dämmerstunden wurden vorgezogen, weil er behauptete, tagsüber studiere er und gar vieles warte zum Besprechen in Fachzeitschriften. Dann unternahm er auch seine täglichen, regelmäßigen Spaziergänge. Nach dem Mittag braue er sich Kaffee, und sonst sei stets vieles zu tun. Was er aber der Freundin wohlweislich verschwieg war, daß er auf dem Divan sein Mittagsschläfchen duselte und daß er sich auf seiner Spiritusmaschine oft Makaroni kochte, die er über alles liebte — denn Dr. Eduard Meyer mit dem grauen, hübschen Bart hatte bereits ein paar grauer, hübscher, konservativer Gepflogenheiten, die als uneingestandene Vorboten des zwar rüstigen, aber doch des Alters gelten konnten. Sie war mit den Dämmerstunden einverstanden, weil sich gemütlicher plaudern ließ im Allgemeinen und im Besondern, weil sie den hochsittsamen Hausgeist bereits erkannt und es ihr ratsamer schien, den Besucher erst dann zu empfangen, wenn all' die müßigen alten Frauen nach der Abendsuppe in ihren ruhsamen Gehäusen verschwunden waren.

Trotz aller leisen Vorsicht, trotz Filzpantoffel und Gangdunkel wurden die Besuche aber, wie bereits bekannt, sofort bemerkt.

Man klatsche unendlich, wußte grenzenlose Neuigkeiten, wurde nicht fertig mit Variieren des ewigen und stets interessanten Themas.

(Fortsetzung folgt.)

Aelplerfeste.

Zum großen Hirtenfest in Unspunnen von 1808 wurde ein Programm herausgegeben, dessen erster Absatz den Zweck des Festes in folgenden Worten umschrieb: „Vereinigung der verschiedenen Volksklassen aller Kantone; nähere Verbindung unter ihnen: Beförderung der Eintracht; Zurückführung der alten Spiele, Sitten und Gebräuche und Veredlung des Gesanges unter dem Landvolke." Das sind Gedanken, die so recht jenem Zeitgeiste entsprachen, der dem Volksleben wieder zu Recht verhelfen wollte; Gedanken, welche aber auch heute noch jedem nationalen Feste zugrunde liegen sollten und könnten. Fast wie ein Motto des Heimatschutzes berührt einen diese Einleitung zum Festprogramm von 1808, und in der Tat sind ja, nach der geistigen Klärung der Revolutionszeit, die stärksten Gedanken und Gefühle heimatlicher Art in der Schweiz lebendig geworden. Daß man mit den ersten Kundgebungen eines kräftigern Nationalempfindens gleich eine Schaustellung verband, daß die ersten Aelplerfeste auch gleich Hunderte und Tausende von Fremden ins Berner Oberland führen mußten, wollen wir ohne besonderen Skeptizismus hinnehmen; schließlich liegt auch ein gesunder Nationalstolz darin, daß man nach außen Zeugnis geben wollte von der Urwüchsigkeit und der Kraft, die ein urchiges Volkstum sich noch bewahrt hatte. Dem Zeitempfinden entsprach es vollends, daß man von weither kam, um diese großartige Entfaltung des Alpenlebens mitzusehen und mitzufühlen. Diese historischen Feste haben somit in mancher Beziehung eine tiefe kulturgeschichtliche Bedeutung; volkskundlich bieten sie vielleicht weniger Quellenstoff, da sie in ihrer Art vor hundert Jahren eigentlich erst begründet wurden. Historische Ueberlieferungen berichten allerdings von uralten Hirtenfesten, gerade in der Gegend von Unspunnen, Sicheres ist aber wenig übermittelt; das, wohl seit vielen hundert Jahren auf den Alpen bekannte